Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1941

7 (16.2.1941)

Visual Library

Sonntag, den 16. Februar 1941 — Folge 7 / Jahrgang 1941

Jugend und Alter

Eine Betrachtung von Ludwig Tügel

Es möge gestattet sein, in Form eines Berichtes, der aus dem Erleben schöpft und nichts von dem besitzen will, was wissenschaftlicher Erforschungsweise eigentümlich ist, über unsere Zeit und ihre Räume zu schreiben. Diese Darstellung, die zu ihrem größeren Teil sich auf das Gefühl verläßt und stützt, will nichts Beweisendes in sich tragen und will doch bestehen als ein Bild, daraus Formen und Farben abzusehen sind, als die Tatsächlichkeit, die einem freien Bekenntnis zugrunde liegt.

Zwischen Alter und Jugend gibt es ebensoviel Gemeinsamkeiten wie Unterschiede. Nicht nur die Jugend löst sich durch Verselbständigung von der Erziehung nichts anderes als Verselbständigung der Jugend bedeutet, trennt sich eines Tages nach getanem Werk von dieser Pflicht und kehrt damit zu den freien Kräften zurück, die als Tätigkeitsdrang am Anfang jener bewußten Jugend stehen: sich selber ein Beispiel zu werden, um es anderen zu sein. Allerdings in einem anderen Bezirke als vordem in der Zeit der Jugendlichkeit: jetzt ist das Sinnen und Trachten nicht mehr auf die Durchbringung des Lebensraumes, sondern auf die eines Geistesraumes gerichtet.

Wir haben uns selber als Jugend erlebt und erleben die Jugend unserer Kinder. Wir haben an uns gesehen, was wir heute an anderen wieder erblicken können; auf Lebensräume war und ist der junge suchende Sinn gerichtet, und das Finden konnte und kann nichts anderes bedeuten als „Lebensraum". Das ist so natürlich bedingt und so selbstverständlich, daß Erklärungen dafür sich erübrigen. Jugend ist, könnte man auch sagen, sie will, folglich etwas bedeuten, will nicht nur sein, sondern sie will wirken, ausgreifen, handeln, erobern.

In den Versen der Jugend, und jede Jugend dichtet und trachtet, kommt dieser Wille deutlich zum Ausdruck; zwischen den „schwarzen Schmerzen", der gefühlvollen Erhebung und der Selbstüberschätzung sind keine Abstände. Doch nur rostendes Eisen kann junges glänzendes Metall überwerten, beneiden, gering achten, kurzum: verkennen. Jugend hat noch nichts zu vergessen, und deshalb kann sie sogar in ihrer Torheit liebenswert sein.

Dieser Vorteil aber ist dem Alter nicht mehr geboten. Es kann vergessen, wenn nicht sich selber, so doch die Räume, durch die es hat wandern müssen. Das Alter kann so tun, als ob es immer gewesen sei, wie es heute geworden ist. Dies aber trifft bei keinem Menschen zu, der zum Wachstum geboren ist. Denn der hat nicht zu vergessen. Vielleicht ist sogar sein Wachstum allein dadurch bedingt, daß er nicht vergessen kann. Oder aber ist er so unbeschadet durch alle Räume seines vergangenen Lebens gegangen, daß er, gleich der Jugend, noch nichts zu vergessen hat. Dann mag er noch so jung sein, wie er je gewesen ist; Züge der Kindlichkeit liegen in seinem Wesen beschlossen, die Zeit aber, die auf seinem Gesicht steht, widerrät uns, ihn mit dem größten Schimpf aller Zeiten zu belegen: daß er nämlich altklug sei. Gäbe es ein Wort „jungklug", wäre es nicht ein Unding, da in Wörtern „klug" und „Klugheit" schon der Begriff des Jungen, Starken und Unbestechlichen beschlossen ist: man müßte ihn so benennen. Denn nicht Klugheit und Dummheit stehen einander auf der Welt so feindselig gegenüber wie Klugheit und Schlauheit. Dies sind die naturgegebenen Gegensätze. Jugend und Alter werden erst Feinde durch ihre jeweilige Teilnahme an diesen Lebensbezirken, an diesen Lebensräumen.

In der gegenwärtigen Zeit habe ich oft nachgedacht über den Unterschied der erlebten Zeiten und versucht, auf die mir gemäße Art zum Angelpunkt im Wandel des Geschehens vorzudringen. Denn so deutlich ich den Wandel auch gesehen habe: es ist nicht allein das Sichtbarliche gewesen, was in den Blickkreis trat. Ich möchte vielmehr behaupten, daß der unsichtbar Gestaltende mich mehr getroffen hat als das Gestaltete, und dies hängt wohl mit der Grundverpflichtung eines Schriftstellers zusammen: zu betrachten und anzuschauen.

Die Generation, der ich angehöre, stieß, da sie sich in ihrer Jugend einen Lebensraum erobern wollte, auf einen scheinbar festgefügten Lebens- und Dingebestand. Sie erkannte ihren Drang, zu wirken und auszugreifen, zu formen und zu gestalten, in einem Atemzug mit ihrer Behinderung vor diesem Bestand, da die Kräfte der Zeit sich gegenseitig anfeuerten, einmal: das Bestehende zu erhalten, zum anderen: das Bestehende zu zerstören. Zur Entscheidung für das eine oder das andere hätte es einer Erkenntnis bedurft, zu der keine Jugend aufgerufen wird, wenn es ihrer Zeit an Geistesraum mangelt. Gedanken und Gefühle aber, die sich eine Tätigkeit suchten, bahnten sich so ein Zwischenreich, das entweder auf der Phantasie unter strenger Bezugnahme auf das Ich beruhte, oder in der Durchdringung der Geschichte zum Beweis der Vorstellungskraft und der Vorliebe bestand. Das Herz zog hierhin, der Geist dorthin, was das Gefühl zu erhalten begehrte, wollte der Gedanke zerstören. Es gab nur streitbare Gespräche, und selbst der Lebensbezirk der Zuneigung des Herzens, in dem doch nur die reinsten und lautersten Gefühle gelten können, war der Tumulte voll, die aus der Zerrissenheit der Menschen kommen.

Der Krieg, dieser große Vereinfacher, warf das Dach oder die Bretterbude dieser Vorstellungswelt einer Jugend, die sich selber zerfleischte, um. Er lehrte sie, noch einmal von vorn zu beginnen, und die Jugend war schneller zur Hand, der Gemeinschaft zu dienen und alles, was sie besaß, dafür zu opfern und alles, was sie begehrte, auf diese Karte zu setzen, als der Gemeinschaft oder der Zeit, die in Lebensräumen befangen waren, lieb war. So entließ der Krieg diese Jugend noch unfertiger, als er sie empfangen hatte.

Es mußte nun wohl sein, daß sie, sofern sie eine Berufung zur Sprache oder zum Wort empfangen hatte, das Schweigen erlernte, indes der laute Tag der Zeit sich anmaßte, das als Heil zu preisen, was sie im Feld gründlich und für immer verlernt hatte. Da wurden aus Schriftstellern Propheten, in „Ausbrüchen", „Schreien", „Chören der Liebe" oder „Gesängen des Hasses" verlautbarte sich, was im Krieg keine Weihen empfangen hatte. Doch die Welt rollte, ungeachtet dieser „Zukunftsmusik", ihre vorgeschriebene Bahn. Die Zeit der Vereinsamung ging über unser Land, und wenn je der Schriftsteller, um nicht Dichter zu sagen, eine Stimme seines Volkes ist, dann hat er diese Vereinsamung dreimal tief erlebt und erlitten und aus ihr noch die Verzweiflung der Verlassenheit geschöpft, ohne daran zu zerbrechen. Zwar ist es kein Verdienst, allem, was ihn erwürgen sollte, zum Trotz gelebt und geschrieben zu haben, nein, das hat er kraft seiner Berufung tun müssen, und was wir tun müssen, ist keines Lobes wert. Wohl aber steht die Art, wie diese Arbeit geleistet worden ist, zur Bewertung: und es ist zu hoffen, daß manche die Charakterstärke besaßen, lieber zu hungern, als einen Kompromiß mit einer verdorbenen Zeit zu schließen. Aus Lebensräumen war Lebensenge geworden.

Es ist ein Trugschluß zu glauben, daß der menschliche Geist gefähigt sei, sich unter solchem Lebenszustand geistige Räume zu erschaffen, das heißt: Räume, die mehr als Flucht vor der Wirklichkeit sind. Der geistige Raum ist nichts anderes als ein Vorspann des tatsächlichen Lebens. Er läßt sich weder errechnen, noch vorausbestimmen, weder beweisen, noch wissenschaftlich darstellen, am allerwenigsten aber erdichten. Der geistige Raum wird auf dieser Welt gebaut, mit den Steinen dieser unserer Erde und dem Blut der Menschen wird er errichtet; er ist nichts anderes als die überhelle Neuspiegelung der Zeitgeschehnisse im Angesicht einer nicht näher zu erklärenden, wohl aber zu erlebenden Ewigkeit. Er kann vorerschaut, erfühlt und sogar schon vorbesungen werden: und es ist glaubwürdig, daß die besten Herzen ihn ersehnen, bevor er verwirklicht wird. Dann bevor die Geister in Lebensenge verwelken, ersticken die Herzen ohne Geistesraum. Seine Entstehung ist die Ueberschneidung tatsächlicher und wirklicher Lebensweisen, offensichtlich werdenden Ringens um seine Gestaltung auf dieser Welt, wie verborgener, geheimbleibender, sich allen Sinnen entziehender Wehen neu entstehender Kräfte.

Aber nicht die vielfach bekannt gewordene oder unbekannt gebliebene Teilnahme am Werden geistiger Räume, wie sie sich heute so oft beweisen oder erweisen will, steht uns zu bedenken an, sondern dieser Geistesraum allein, dem wir uns würdig zu zeigen haben. Nach der Unvorstellbarkeit maßloser Geschehnisse — das ist und bleibt der Krieg, den wir erlebt haben — ist uns ein Maß vorgelebt und vorgebaut worden, das seinen Bezug aus der Unvorstellbarkeit genommen hat, um uns das Vorstellbare wieder neu zu lehren. Das sind die Tugenden, die Maße dieser Welt, der Glaube an die Berufung der Kräfte, die wir — es gibt hier keine Wahl — entweder haben . . . oder nicht besitzen. Es hat zu allen Zeiten Tugenden gegeben, doch ist dies kein Vergleich zwischen gestern und heute. Tugend in der Verteidigung gegen die Unordnung ist etwas anderes als Tugend im Angriff gegen sie. Man kann „der Welt zum Trotz" und „Der Welt zum Lob sterben".

Die Jugend, der ich angehöre, hat heute schon ihr gerüttelt Maß an Jahren hinter sich. Aber sie hat auch, sich durch die Vorkriegszeit, Krieg und Nachkrieg schlagend, die Zusammenfügung auseinanderstrebender Kräfte erlebt, die Einswerdung von Geist und Herz. Sie blickt, wenn sie nicht blind ist und taub im Geiste und Herzen, in den Lebensraum ihrer Zeit und erkennt den Geistesraum, der sich heute hoch über ihr Dasein spannt. Sie ist der schöpferischen Kraft, die ihr die Erfüllung jugendlicher Sehnsucht schenkte und sie damit an den Quell allen Lebens zurückführte, im Herzen verpflichtet. Sie fühlt sich aufgerufen zur Arbeit an sich selber, an ihrer Berufung. Ist diese Berufung klein, so wird sie ihr doch groß scheinen. Ist sie aber groß, so daß sie über sich selber hinaus zu wirken hat, kann sie ihr nicht anders vor dem Geistesraum, der ihr geöffnet worden ist, als klein und gering erscheinen. Aber — sie will ihre Berufung erfüllen.

Int.

In einer Ruhepause
Der Bordfunker des Staffelkapitäns kerbt in seinen Stock den 50. Feindflug seiner Staffel.
Aufn.: PK — Bankhardt-Presse-Hoffmann.

Pim rettet die Situation

Von Gertrud Schütz-Bohnhoff

Kay war auf Urlaub. Kay war gar nicht gern auf Urlaub gegangen. Er wäre viel lieber bei seiner Staffel geblieben. Aber beim letzten Feindflug hatte er einen Schuß in die Schulter bekommen. „Nur ein bißchen geschrammt", hatte er bei der Meldung gesagt und sich zusammengerissen. „Nein, mein Lieber", hatte der Major abgewinkt, „Leute mit Schrammen kann ich nicht gebrauchen. Lazarett, auskurieren, dann melden sie sich wieder zur Stelle!" „Jawohl". Befehl ist Befehl. Im Lazarett wurde die Schulter geröntgt, geschient, verbunden, nachgesehen und wieder verbunden. Kay fand, man mache viel zu viel, es wäre überflüssig, unnötig. Kay schimpfte, Kay rebellierte. Es nützte nichts. Die verflixte Schulter wollte nicht so, wie Kay wollte. Der Stabsarzt wollte auch nicht so, wie Kay wollte. Also mußte er vier Wochen im Lazarett bleiben. Dann hieß es: Vierzehn Tage Erholungsurlaub!

Den Arm in der Schlinge, so war Kay daheim angekommen. Die Mutter, die hatte erst etwas geweint, und dann hatte sie Pflaumenkuchen gebacken, den Kay immer so gern aß. Der Vater war sehr stolz auf seinen Sohn. Beinahe wie mit den Kameraden konnte man jetzt mit dem Vater reden. Abends holte er das Album mit den Bildern vom Weltkrieg. „Siehst du, das ist St. Quentin, da lag ich im Schützengraben, und hier, Lagny, da bekamen wir die Feuertaufe, und Bohain, das war unsere Etappe, da konnte man endlich einmal baden und die Wäsche waschen."

Am dritten Tag war er dann zu Hilke gegangen, zu Hilke, mit der er früher immer gespielt hatte, die er einmal heimlich hinten am Wall geküßt hatte, — bevor er nach München zum Studium ging, — die ihm so viele Briefe geschrieben hatte. Wie oft hatte er sich während langer Wachstunden in Gedanken mit ihr unterhalten, und sie waren immer einer Meinung gewesen. Aber jetzt, da er ihr gegenüberstand, da konnte er kein Wort herausbringen. Und Hilke sagte auch nur „Tag, Kay" und sah dabei so süß und rot und verwirrt aus, daß ihm ganz komisch ums Herz wurde. Dann war Hilkes Mutter gekommen und hatte ihn gefragt, wo er verwundet worden war, wie der Dienst wäre und ob das Essen gut sei, und sie hatte alles genau und ausführlich wissen wollen. Hilke saß stumm daneben und musterte Kay verstohlen. Ganz fremd kam er ihr vor. Schmal war das Gesicht geworden, und der Zug zwischen Nase und Mund war früher auch nicht da gewesen. Scheu streifte ihr Blick das Ordensband im Knopfloch und die schwarze Armschlinge. Ob er wohl noch Schmerzen hatte?

Hilkes Mutter wurde fortgerufen, und als die beiden jungen Menschen sich jetzt allein gegenübersaßen, da verstummten sie. Kay der eben noch so viel zu erzählen gewußt hatte, waren plötzlich die Worte versiegt. Hilke schob ihm ein Stück Kuchen hin. Eigentlich war er satt. Aber er aß, um Zeit zu gewinnen. Ueber den Tellerrand blickte er zu Hilke, die stumm auf ihrem Stuhl saß.

Wovon sollte er nur mit ihr sprechen? Zu lange schon war er nur unter Kameraden gewesen. Mit denen, ja, mit denen wußte man immer etwas zu reden. Aber mit einem Mädchen! Sollte er Hilke vielleicht von der fabelhaften Bauchlandung erzählen, die Jan neulich gemacht hatte? Oder von den stundenlangen Blindflügen im Nebel über der englischen Ostküste? Oder von damals, als der Motor mitten über der Nordsee aussetzte und alle dachten, jetzt wäre es aus? Oder sollte er von den nächtlichen Wachstunden sprechen? Einmal hatte er da ein Gedicht gemacht, „Der Morgenstern". Er hatte es Hilke geschickt, — ob er sie einmal danach fragte?

Es war wirklich schwierig. Niemand konnte ihm nachsagen, daß er feige war, und auf den Mund gefallen war er auch nicht. Aber Hilke gegenüber konnte er jetzt kein Wort finden. Das Mädchen saß auch immer noch stumm und sagte nichts.

Da kam Pim, der kleine, drollige Drahthaarterrier, durch den Garten gerannt. Er schnupperte mit seiner schwarzen, feuchtglänzenden Nase an Kay hoch, dann verfiel er in ein Bellen hellen Entzückens. Er kannte Kay wieder, der so oft mit ihm gespielt hatte, Stöcke für ihn geworfen und ihm einmal einen festgebissenen Knochen losgemacht hatte. Liebkosend legte er seine Pfote auf Kays Knie. Kay streichelte ihn und dachte an Peggy, den Liebling der Staffel, der gedrückt und gestreichelt wurde, der überall um Leckerbissen bettelte und dessen größte Gunstbezeugung es war, wenn er sich herabließ, bei einem im Bett zu schlafen. Leise, fast für sich, sagte Kay:

„Wir haben auch einen Hund."

Hilke beugte sich ein wenig vor.

Wie herrlich, jetzt wußte Kay mit einemmal etwas zu reden.

„Beinahe so, er könnte Pims Bruder sein. Nur den schwarzen Fleck über dem Auge, den hat Pim nicht, und er hält auch die Ohren nicht so gut."

Unaufhörlich streichelte er den Hund, während Hilke weiterfragte und er antwortete. Dann fing auch Hilke an, den kleinen Drahthaarterrier zu streicheln. Und da, mit einemmal, trafen sich ihre Hände und ehe Hilke die ihre zurückziehen konnte, hatte Kay sie schon ergriffen. Ganz fest hielt er die weiche Mädchenhand und sagte fragend:

„Hilke?"

Leise kam es zurück: „Ja, Kay."

Da küßte er sie, und das Mädchen schlang zärtlich ihre Arme um seinen Nacken. Wie wunderbar und einfach das alles war!

Am Sonntag wurde Verlobung gefeiert, und Pim bekam einen Ehrenplatz und so viel Kuchen und Knochen, wie er nur fressen mochte. Kay und Hilke hatten darauf bestanden. Denn wer weiß, sagten sie, wie alles gekommen wäre, wenn sie keinen Hund gehabt hätten.

Du.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Peter pflanzt Reben in Deutsch-Südwest

Von Carl Lamm

Heute wollte ich endlich den wiederholt abgesagten Besuch bei meinem Freund Hanfried verwirklichen. Ich hatte schon die Tür abgeschlossen, da läutete es. — Der Brief vom Förster Bock aus dem Neuchtal kam.

„Der Peter ist fort!"

Das ist alles, was drin stand. Aber es sagte mir genug, um mich zur Umkehr zu bewegen und mich einzuschließen. Wegen des Peter! Ich will seine Geschichte aufschreiben . . .

Es ist nicht lange her, da war Peter Brunner noch ein geachteter Mann. Ein Zehntel der Rebhügel um Oberkirch gehörte ihm allein. Ihm allein, sage ich, denn er hatte keine Familie, nur, daß ihm eine nicht mehr ganz junge Magd den Haushalt führte. Die Magd hieß Klara und hat sich damals, als sie merkte, daß an eine Heirat mit Peter, wie sie gehofft, nicht zu denken war, aufgehängt. Das war der Anfang. Der Anfang von Peters Abstieg. Eines Tages kam ein fremdes Fräulein ins Haus und verlangte die Hausfrau oder den Besitzer zu sprechen. Klara antwortete, daß sie die Hausfrau sei. Ob sie Zimmer vermiete, fragte die Dame. Nein — Zimmer vermieten, das hätten sie noch nie getan, das käme bei ihnen gar nicht in Frage, erwiderte Klara kühl, schon fürchtend, es könnte eine Fremde in ihr Reich eindringen. In diesem Augenblick trat Peter Brunner aus der Wohnung. Er hatte das Gespräch vom Zimmer aus mitangehört und war über den abweisenden Ton der Magd verärgert. Deshalb, und weil ihm das Fräulein auf den ersten Blick sympathisch war, forderte er es auf, einzutreten. Als es dann seine Frage wiederholte und hinzufügte, daß ihm dies Haus auf dem Rebhügel und inmitten eines Rosengartens zu der Erholung, die es nötig habe, besonders geeignet erscheine, da begann sich in Peter jene Wandlung vorzubereiten, die ihn zu einem anderen Menschen machte. Er sagte zu der Dame — sie hieß Gerda S. — es sei schon wahr, was ihr die Magd gesagt: Wenn auch alle Bürger und Bauern aus der Gegend sommers jeden nur verfügbaren Raum an Fremde vermieten würden — er selbst vermiete keine Zimmer. Doch sie könne gerne ein Zimmer haben, wenn sie sich als sein Gast betrachten wolle; das ganze Haus und alles was dazu gehöre, stehe zu ihrer Verfügung. Darauf erwiderte die Fremde, das sei zwar etwas Ungewöhnliches, was er ihr da vorschlage, allein in ihrem Leben habe sich so vieles Ungewöhnliche zugetragen, deshalb und weil es ihr hier nun einmal so gefalle, wolle sie sein Angebot annehmen — unter der Bedingung allerdings, daß er sie als das betrachten möge, was sie hier zu sein wünsche, nämlich eine Sommerfrischlerin. Zur Bekräftigung dieses Uebereinkommens reichten sie sich die Hände.

Gerda S. blieb genau vier Wochen lang Gast im Hause. Peter Brunner hatte nie ein sonderliches Interesse für Frauen gezeigt, aber diese Frau schien ihm gleichsam aus einer anderen Welt zu kommen. Daß er sie als traumhaft empfand, mochte daher rühren, daß sie ihm viel von Büchern erzählte, die sie gelesen. Er hatte, wenn er es sich überlegte, seit seiner Jugend kein Buch mehr gelesen. Da war es nicht zu verwundern, daß er ihr lieber zuhörte, als seiner Arbeit nachzugehen. Dazu kam, daß sie sich nur selten aus dem Haus entfernte. Meistens hielt sie sich im Garten auf. Und dort war es auch, wo Peter bewundernd neben ihr saß oder ihr, wie es in den Romanen so schön heißt, zu Füßen lag. So kam es auch, daß sie ihn verlockte, ihr selbst seine Kindheit, seine Jugend zu erzählen. Daß ihm damals, er mochte vielleicht fünfzehn Jahre alt gewesen sein, die Holzfäller den Beinamen Peter der Starke gaben — davon erwähnte er freilich nichts. Sie erzählten, wie er auf seinen Schultern Baumstämme von der Dicke einer Telegraphenstange allein zum Holzschlitten schleppte.

Aber dies alles, so erzählte er Gerda, sei ja nicht wichtig. Wichtig für ihn sei der Krieg gewesen. Dort habe er die Menschen kennengelernt, die starken und die schwachen. Seither unterscheide er nur zwischen diesen beiden Sorten Mensch. Die Starken, das seien, auch wenn es zuerst anders scheine, die Guten, die Schwachen aber die Schlechten, Bösen, die Egoisten. Stark und gut, schwach und böse, das sei im Grund das Gleiche. Das gelte besonders für die Frauen. Sie, die Frauen, habe er ebenfalls im Krieg kennengelernt, als er im Lazarett lag. Und was er erlebte, das habe ihm genügt bis auf den heutigen Tag. Jawohl. Während er das feststellte, blickte er Gerda herausfordernd an. Gerda lächelte. Da sagte Peter:

„Sie gehören zu keinen von beiden, ich weiß, Sie sind anders."

*

Als Gerda abreiste, reiste Peter mit ihr. Wenn man es genau betrachtet, kehrte er von dieser Reise nie mehr zurück, es sei denn auf Besuch in seinem eigenen Heim. Aber Gerda hatte nur noch acht Tage, die sie ihm schenken konnte, die genügten, um ihn aus der Bahn zu werfen. Es war in Freiburg, wo sie zuerst Halt machten, und wo Peter Gerda rundweg fragte, ob sie ihn heiraten wolle. Sie sagte nicht ja und nicht nein, sie ließ nur weinend ihren Kopf auf seine Hände sinken. Daß er diese Erschütterung ihres Herzens, diesen Ausbruch eines lange verhaltenen Gefühls aus seinem leidenschaftlichen Wunsch heraus als Bejahung auffaßte, war der verhängnisvollste Irrtum seines Lebens.

An diesem Abend mietete er einen Wagen und fuhr mit Gerda in den Schwarzwald. Er war aufgeräumt und heiter wie ein Kind und sprach von nichts als ihrer gemeinsamen Zukunft, die ihm wie die wunderbare Erfüllung eines Traumes schien, den er bisher kaum zu träumen gewagt. Er war so besessen von seinem Glück, daß er nicht merkte, wie sie abwehrte wie sie einwandte, daß die Zukunft eigentlich nicht schöner sein könnte, als diese herrlichen Stunden, die sie gemeinsam verlebt.

„Das Glück kehrt nicht zweimal im Leben zum Menschen zurück!", sagte sie, während sie ein Grauen vor der Wirklichkeit packte, in die sie ihn zurückfallen sehen mußte, wenn sie an die Wahrheit dachte. Doch angesichts seines vom Glück beseelten Antlitzes hatte sie nicht die Kraft, ihn aus seinem Traum zu reißen. Er machte Pläne, wollte morgen schon eine neue Wohnungseinrichtung besorgen, damit sein Haus ihrer würdig werde, er versprach ihr, einen Wagen zu kaufen und zählte voller Stolz seine Ersparnisse auf, die in der Tat ein Vermögen ausmachten. Denn es verhielt sich so, daß er sein Leben lang gespart und sich nichts als seine Arbeit gegönnt hatte. So spann er sich sein Schicksal . . .

In diesen Tagen geschah es zweimal, daß sie beim Uebernachten in den kleinen Schwarzwaldstädtchen oder Dörfern, durch die sie kamen, nur noch ein leeres Zimmer mit zwei Betten vorfanden, denn man befand sich mitten in der Reisezeit. Ohne Zaudern und ohne ein Wort mit Gerda darüber zu sprechen, brach dann Peter wieder mit ihr auf, um zum nächsten Ort zu fahren. Und als es ihnen ein drittes Mal so erging, und es keine Reiseverbindung mehr gab, so daß sie sich fügen und ein gemeinsames Zimmer nehmen mußten, äußerte er, so sehr er sich nach ihr sehnte, keinen Gedanken, sie zu berühren — hatte er doch die baldige Erfüllung eines gemeinsamen Lebens vor sich. So dachte Peter, der Starke — — —

Als die beiden dann am Schluß der Woche im Bahnhof eines Schwarzwaldstädtchens vor der Trennung standen, hatten sie vereinbart, daß sie sich am nächsten Sonntag in K., wo Gerda wohnte, wieder sehen wollten. Gerda umarmte und küßte ihn weinend.

„Du bist der beste Mensch, der mir je begegnet ist", waren ihre letzten Worte.

„Und du auch!", rief ihr Peter in den abfahrenden Zug nach.

*

Aber als Peter am folgenden Sonntag mit dem Wagen, den er ihr versprochen, am vereinbarten Treffpunkt anhielt, mußte er vergebens auf Gerda warten. Voller Hoffnung, daß ein Mißverständnis vorliege und zugleich in der Befürchtung, daß sie vielleicht erkrankt sei, suchte er ihre Wohnung auf, um dort zu erfahren, daß sie zu ihren Eltern abgereist sei und ihr Zimmer gekündigt habe; doch ihre Adresse, fügte die Wirtin sogleich hinzu, dürfe sie ihm nicht verraten. Alles Zureden half nichts. Peter mußte wieder umkehren. Wieder zu Hause, beschwor er sie in einem Brief, ihm doch sofort zu schreiben, was geschehen sei. Der Brief kam als unbestellbar zurück. Alles Nachforschen war vergebens.

Da hatte es den Peter gepackt. Er begann zu trinken und zwar so gründlich, daß er vierzehn Tage lang nicht aus dem Rausch herauskam. Dann, nachdem er vergebens versucht hatte, einen Teil seiner Weinberge zu verkaufen, verschwand er.

Er tauchte in der Stadt K., wo Gerda gewohnt, unter, von einem Delirium ins andere sinkend. Und hier habe ich ihn eines Abends in einer Wirtschaft getroffen.

„Bleib stehen, wo du stehst — sonst werf' ich dir dieses Bierglas an den Kopf!", rief er aus, als er mich erblickte. Doch ich setzte mich an einen Tisch in der Nähe. Da hatte er mir dann doch alles erzählt. Hat erzählt, daß er sein Hab und Gut bis auf die Weinberge verkauft habe.

„Sei ein Mann, Peter", sagte ich zu ihm, „gehe zurück zu deinen Weinbergen, fang ein neues Leben an, die Frau ist es nicht wert, sonst —"

Da schoß er in die Höhe:

„Wen geht das einen Dreck an, wen frage ich?! Wenn du jetzt nicht verschwindest, mache ich deinen Kopf zu einer Zielscheibe! Und ob ich ein Mann bin, das werde ich dir noch zeigen!" Er schwang drohend sein Bierglas. Da habe ich mich schweigend davon gemacht. Daß er an jenem Tag Gerda lächelnd an der Seite eines Mannes gehen sah, habe ich erst viel später erfahren.

Und nun ist er fort. Denn dies habe ich mir vom Förster Bock versprechen lassen, daß er mich benachrichtige, wenn etwas besonderes mit Peter geschehe oder wenn er seine Weinberge verkaufen würde. Und dies hat er nicht getan, er hat sie an die Stadt Oberkirch gegen einen schönen Zins verpachtet, wie ich mir bald darauf erzählen ließ. Und aus dieser Handlung, die immerhin männliche Ueberlegung verriet, dürfte ich schließen, daß es mit Peter wieder aufwärts ging.

Nun sind kaum 14 Tage vergangen, und ich habe von Peter eine Karte bekommen. Darin schreibt er mir: „Mein Lieber, ich habe versprochen, dir zu zeigen, daß ich ein Mann bin! Nun — ich befinde mich auf dem Dampfer „Njassa" nach Südwest-Afrika. Will sehen, ob meine Reben auch in unserer ehemaligen Kolonie gedeihen — auf einer deutschen Farm. Dazu fühle ich mich noch stark genug! Trinke eins auf Deinen Peter."

Peter, der Starke! auf einer deutschen Farm. Nun ist mir nicht mehr bange um ihn.

Das sauere Trünklein

Von August Straub

Es war im Jahre 1631, als Tilly die Tauberstadt Rothenburg erobert hatte und der Rat, um den gewaltigen Kriegsherrn milde zu stimmen, in der Ratstrinkstube ein Prunkmahl beschloß.

Vom besten Tauberwein setzte man ihm einen gewaltigen Humpen voll vor. Der Krieger hob den Pott zum Munde. Doch das einheimische Gewächs schmeckte seinem Gaumen nicht. Er spie den genossenen Schluck wieder aus. Und während es ihm sauer über die Lippen rann und er sich verspottet glaubte, schwoll ihm die Zornesader. „Ihr Rothenburger! Verfluchtes Pack!" schrie er die verstörten Stadtväter an und schlug mit der Faust so hart auf den Tisch, daß die Teller klirrten. „sterben sollt Ihr alle an Euerem Rachenputzer! Trinkt mir nicht einer auf der Stelle die Kanne leer, so daß kein Tropfen am Rande bleibt, dann rollen in einer Stunde Euere Köpfe im Sand!"

Nach dem Scharfrichter wurde geschickt, und ehe die Herren sich von ihrem Schrecken erholt hatten, stand der auch schon in der Türe.

Da war guter Rat teuer. Den Herren schlotterten die Knie. Einer blickte den anderen an und keiner sprach ein Wort. Als sie aber merkten, daß es dem Krieger mit seiner Drohung ernst war, da fand sich schließlich doch ein tapferes Herz. In der Brust des jüngsten Ratsherrn schlug es, der auf der Hohen Schule zu Würzburg das Trinken wohl gelernt hatte. Er hob mit beiden Händen die Kanne hoch, setzte sie an und schüttete beherzt das Naß die Gurgel hinab.

Die Ratsherren schauderten, und des Kriegsherrn Schnurrbart sträubte sich. Der Scharfrichter schlich zur Tür hinaus . . .

Rothenburg und der Rat war gerettet.

Der mutige Trinker wischte sich den Schweiß von der Stirn. —

Als Tilly vertrieben war und die nächste Ratssitzung wieder in gewohnter reichsstädtischer Freiheit stattfand, da beschlossen die Ratsherren — Dank muß doch sein — dem mutigen Trinker für seine rettende Tat auf Stadtkosten ein ganzes Faß Tauberwein zu schenken.

Der Märtyrer ist ein alter Mann geworden, sein Fäßlein aber, das er niemals berührt hat, wird heute noch gezeigt. Pr.

Rauschgifthändler England

Von Annie Francé-Harrar

Wieviel Opium braucht die Menschheit im Jahr als Heilmittel? 70 bis 80 000 Kilogramm.

Und wieviel wird in Wahrheit hergestellt? Zwischen 860 000 und 900 000 Kilogramm. Man braucht nicht zu fragen, wo der Rest bleibt. Aus ihm beziehen die Opiumraucher und Opiumesser und die Morphinisten der ganzen Welt ihr unseliges Gift, das sie zugrunde richtet. Es geschehen Dinge in der Welt, für die es, was immer man für sie sagen könnte, keinerlei Entschuldigung gibt. Daß mehr als zehnmal so viel Mohn in China und Persien auch heute noch angebaut wird, als der Arzt und als man als Nahrung bedarf, ist eine solche unentschuldbare Sache. Derartige Dinge entwickeln sich indessen niemals von selbst, sondern irgend eine Macht verursacht sie, meist unter Gewalt. In diesem Fall heißt die Macht England.

Der englische Opiumhandel war schon vor hundert Jahren „der Schandfleck auf dem Wappen Englands" — Metternich hatte Recht mit diesem Wort.

Und es ist nur eine geringe Buße, daß es auch im Imperium genug dieser Giftsüchtigen gibt und daß endlich um 1906 England sich bereit erklärte, in Indien keine Mohnfelder mehr anzubauen. Denn mehr als 130 Jahre lang vergiftete es das unglückliche chinesische Volk, vergiftete es mit Zwang und Drohung — zu keinem anderen Zweck, als weil Opium, das Tschandu des Ostens, einen hohen Verkaufspreis hat. So hoch, daß im Jahre 1853 von den Teilhabern eines Londoner Kaufhauses, das nur Opiumhandel trieb, jedem 400 000 bis 800 000 Sterling als Gewinn zufielen! Man fragt sich manchmal, woher denn die ungeheueren englischen Vermögen stammen, die dem Empire so lange die Weltbevormundung sicherten. Hier ist eine und nicht die schwächste ihrer Quellen. Sie heißt: bewaffneter Handel mit Rauschgiften.

Man muß wissen — und eigentlich sollte es alle Welt wissen — wie die Dinge zusammenhängen.

Seit 975, d. h. seit fast 1000 Jahren, kennt man Opium in China. Man wußte, daß man den Kranken Schmerzen stillen kann, wenn man ihnen etwas von dem ausgeflossenen Milchsaft der angeritzten Mohnkapsel gibt, solange diese noch grün ist. Man beschrieb diesen Saft — aber man baute Mohn nicht an. Er galt als eine jener gefährlichen Pflanzen, die von arabischen Händlern ins Land gebracht wurden. Man wollte nichts mit ihm zu tun haben. Der chinesische Bauer fing erst an im Jangsetal da und dort anstatt Reis und Soja etwas Mohn zu pflanzen, als man 1767 schrieb. Was so geerntet wurde, war lächerlich wenig für das Riesenreich der Mitte. Man wollte eigentlich nur den hohen Zöllen auf türkisches Opium entgehen, das portugiesische Kaufleute einführten.

So wäre es wahrscheinlich auch geblieben, wenn der Geschäftsgeist zweier Beamter der Englisch-Ostindischen Kompagnie in Kalkutta, der Vizeresident Wheeler und ein Oberst Matson sich nicht gesagt hätten, man könne den Portugiesen dieses kleine, armselige Opiumgeschäft wegnehmen und daraus ein großes einflußreiches machen, so wie es dem englischen Weltreich zukomme. Man muß sich diese beiden Namen merken, denn über sie häuft sich ein Berg von namenloser Schande und namenlosem Unglück, der nie wieder gut zu machen ist, was immer auch geschieht.

Nach 30 Jahren mit aller Energie betriebenen englischen Opiumhandels war die Seuche in China so angestiegen, daß der Kaiser Einfuhr und Verbrauch des Opiums ein- für allemal verbot. Aber die Ostindische Kompagnie zog nicht darum auf Tausenden indischen Feldern Opium, um sich von einem chinesischen Herrscher dann seine Einfuhr lahmlegen zu lassen. Daß damals schon Hunderttausende am Tschandu zugrunde gingen, daß vom Mandarin bis zum Kuli hinunter ganze Familien ausstarben, daß alle Rechtsbegriffe wertlos wurden, weil der Opiumraucher hemmungslos wird und, um sein Gift zu erhalten, jedes Verbrechen begeht — das kümmerte um 1800 noch niemanden, am wenigsten den englischen Bürger.

Das Verbot bedeutete in Wahrheit nur erhöhte Schleichhandelspreise. Der Kaiser Tao kwang ließ öffentlich Berge von eingeschmuggelten Opiumkuchen verbrennen und verbot 1839 jeden Handel mit England, da er wohl wußte, daß, wo immer englische Waren ins Land kamen, heimlich unberechenbare Opiummengen mit hereinfluteten. England? England hatte nicht genug an den Millionen, die ihm der Giftexport in siebzig Jahren getragen hatte. Es wollte mehr. Es wollte alles und für immer.

1848 wurde der Opiumkrieg gegen China erklärt. Zum ersten Male brachen die überlegenen Waffen der westlichen Barbaren, ja, wahrhaftig Barbaren! ins Reich der Mitte ein. Sechs Millionen Dollar Kriegsentschädigung, dazu die Insel Hongkong fielen England zu. Natürlich auch die Befreiung des Opiumhandels von jeder gesetzlichen Einschränkung und Preisfestsetzung. Das ohnmächtige China mit seinen vorsintflutlichen Waffen und Armeen gestand alles zu. Was blieb ihm anderes übrig?

Nun aber erklärte ohne jeden Grund England den Frieden für „noch nicht geschlossen". Eine militärische Expedition, die ohne große Kämpfe Tschapu erreichte, das der Knotenpunkt des Handels mit Japan ist, und das Schanghai vom Mutterlande abtrennte. Neue Friedensverhandlungen. Neue englische Forderungen. Diesmal wurden 21 Millionen Dollar Kriegsentschädigung erpreßt.

Trotz weiterbestehenden Einfuhrverbotes wurde China jetzt erst recht voll Opium gepumpt. Die englischen Missionare waren zum Teil Opiumagenten. In den zwangsweise geöffneten Häfen liefen gut bewaffnete englische Schiffe ein, die man als schwimmende Magazine benützte. Unter dem Schutz der Kanonen wurden Zehntausende von Opiumkisten an Land geschafft. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lagen vor chinesischen Häfen ständig 56 solcher Magazinschiffe, bewaffnet und bereit zu Schuß und Angriff.

Diese unerhörte Vergewaltigung eines fremden Landes ging bis 1859. Dann wurden die Zustände so himmelschreiend, daß sich in London selber ein englischer Anti-Opiumverein gründete, der die Regierung mit energischen Eingaben bestürmte, „es möge angesichts der öffentlichen Meinung der ganzen Welt dieser schändliche Opiumhandel abgestellt werden." Was aber antwortete darauf Mr. Wood, der sehr ehrenwerte Minister für Indien?

„Der Opiumhandel ist für die englischen Kaufleute unentbehrlich. Die Chinesen sollten das Opium nur mit Maß genießen, dann schade es ihnen nicht."

Zu derselben Zeit lehnte der chinesische Kaiser, dem seine Minister vorschlugen, er möge einen sehr hohen Zoll auf die Einfuhr legen, um vom Opiumhandel wenigstens einen Nutzen zu haben, mit den Worten ab: „Ich weiß, daß ich die Einfuhr dieses Giftes nicht hindern kann. Habgierige und verdorbene Menschen werden aus Gewinnsucht oder um ihre Begierden zu befriedigen, meinen Wünschen entgegenarbeiten. Aber nichts soll mich bewegen, mir ein Einkommen aus dem Verderben und Elend meines Volkes zu verschaffen."

1912 wurde die große Opiumkonvention geschlossen, der schließlich auch England beitrat. Durch sie wurde die Produktion wesentlich herabgesetzt und der Verbrauch geregelt. Praktisch trat sie aber erst 1919 in Kraft und wurde sogar als eine der ganz wenigen vernünftigen Bestimmungen in den unglücklichen Versailler Friedensvertrag aufgenommen.

Selbstverständlich wurde dadurch die Giftseuche nicht wesentlich eingedämmt. Es wird noch die mühevolle Arbeit vieler Generationen sein, das zwangsweise an einen maßlosen Opiumverbrauch gewöhnte chinesische Volk vollkommen von diesem Laster zu befreien. Erst wenn jedes persische und chinesische Mohnfeld unter genauer Kontrolle steht, wird das möglich sein. Aber wie lange wird das noch dauern und wer macht das über hundertjährige Unheil gemeiner Gewinnsucht der englisch-ostindischen Kompanie nur an diesem Punkt je wieder gut! Pr.

Oberrheinische Sagen

Erzählt von Hermann Eris Busse

Das Hornberger Schießen

Oft sagen die Leute, eine Sache sei ausgegangen wie das Hornberger Schießen.

Und wie ging das aus?

Der Fürst der Landschaft wollte Hornberg einen Besuch abstatten. Nun herrschte Tage vorher schon eine Aufregung wie in einem Bienenschwarm. Tannengewinde wurden gebunden, Empfangstore gebaut, die Pferde gestriegelt, daß man sich in ihrem Fell spiegeln konnte, die Fenster geputzt, Vorhänge gewaschen, die Staffeln gescheuert, die Bächle geputzt, das Pflaster ausgebessert, Unkraut gesätet, die Höfe gefegt, Gartenzäune ausgebessert, der messingene Turmhahn auf dem Kirchturm blank gerieben, kurzum, es herrschte Fleiß und Festfreude allenthalben, wenn auch da und dort den Hausfrauen die gestärkten Hemdbrüste und Kragen der Männer leicht mißrieten, und der Bürgermeister um schöne Wendungen in seiner Rede besorgt war, die Buben in der Singprobe falsch sangen. Das alles konnte der Aufregung zugeschrieben werden.

Die Männer und erwachsenen Burschen rüsteten die Kanonen, und daß das Salutschießen recht stattlich und laut an den Wäldern widerhallen konnte, dafür sorgten trockenes Pulver und gute Lunte. Als dann alles gerichtet war, ließ die Fürstlichkeit auf sich warten. Als die Ungeduld bis zur Siedehitze gesteigert war, erschienen

Zeichnung: Burkhard.

plötzlich Staubwolken auf der Straße. Die Buben, die das Herannahen des Wagenzuges zu melden hatten, schwenkten die Fahnen mit dem Wappen der Stadt, und endlich, endlich konnten die Kanonen losböllern. Die Berge dröhnten vom Schießen. Es hörte sich höchst festlich und kriegerisch an. Das Pulver war gerade verschossen, als die Wagen drunten auf dem Marktplatz hielten. Die Glocken hörten zu läuten auf, die Schulkinder schwiegen, die Kanonenrohre kühlten ab.

Kein Fürst jedoch entstieg dem vordersten Wagen, um die Festrede entgegenzunehmen und erfreut in die Runde zu schauen. Er kam eine halbe Stunde nachher. Er hatte aus unerfindlichen Gründen das Gefolge vorausgeschickt. Und die Hornberger Kanonen schwiegen, als er dann endlich in die Stadt einfuhr. Sie hatten ihr Pulver ganz umsonst eine halbe Stunde vorher verschossen.

Ein anderes Mißgeschick soll ihnen auch zugestoßen sein. Sie hatten die ganze Umgegend zu einem großen Schützenfest eingeladen. Es sollte hoch hergehen, gebacken und gebraten hatten sie viel leckere Dinge, die Fahnen herausgehängt, getrommelt und gepfiffen, gelärmt und gelacht. Als aber das große Wettschießen losgehen sollte, siehe, da hatten sie ihre schönen kostbaren Flinten gerüstet, wie es sich gehörte, aber das Pulver, das hatten sie vergessen, und somit verlief das Schützenfest, ohne daß ein Schuß fiel.

(Fortsetzung folgt)

Soldat Rainer und Ursula

Von Karl Andreas Frenz

Der Soldat blieb vor der Telephonzelle stehen. Er wußte, daß Ursula in dieser Stadt wohnte. Vielleicht hat sie ein Telephon, dachte er, während er in die Telephonzelle trat. Er blätterte mit der linken Hand im Telephonbuch. Es fiel ihm ein wenig schwer. Er trug den rechten Arm in der Binde. Mit dem Finger glitt er auf einer Seite die Namen entlang. Ja, da stand sie.

Ob sie sich freuen wird? Was würde sie sagen? Er wählte die Nummer. Eine Stimme meldete sich. Sie klang fremd, ganz anders, als er Ursulas Stimme in Erinnerung hatte. Hart und kalt, aber daran war wohl der Apparat, die Entfernung schuld. Er erschrak trotzdem und vergaß seinen Namen zu sagen.

„Wer ist denn dort?" hörte er vom anderen Ende fragen.

„Rainer", sagte er leise und zögernd. Er war auf einmal unsicher, er bereute es fast, sie angerufen zu haben.

„Wer spricht am Apparat?" kam es zurück.

„Rainer", sagte er etwas lauter. Es war ihm unbehaglich zumute. Er kämpfte mit sich, ob er nicht einhängen sollte.

„Rainer?" hörte er plötzlich mit einer ganz anderen Stimme überrascht fragen. „Rainer Grouven?"

„Ja", bestätigte er.

„Wie kommst du hierher?" fragte Ursula erfreut.

„Ich liege hier im Lazarett", antwortete der Soldat.

„Bist du verwundet?" erkundigte sie sich.

„Ja", sagte er, „am Arm von einem Granatsplitter."

„Am Arm, von einem Granatsplitter", wiederholte sie. Er spürte aus ihrer Stimme ihre Teilnahme.

„Ja", rief er in Gedanken, „ja. Doch ich wollte dich nur fragen, ob . . ."

„Ob ich Zeit habe?" vollendete Ursula rasch den Satz.

„Ja, gewiß", meinte der Soldat, „Wenn du überhaupt willst, daß wir uns treffen?"

„Weshalb sollte ich nicht wollen?" fragte sie. Ihre Stimme war weich und zärtlich.

„Na, ich dachte nur", gab er zur Antwort.

„Wir waren doch früher viel zusammen", sagte Ursula. „Komm doch zu mir heraus."

Er fuhr zu ihr hinaus.

„Es ist schön, daß du angerufen hast", sagte sie. Dann standen sie sich schweigend gegenüber.

„Du hast dich nicht verändert", nahm er das Wort.

Sie lächelte. Ihr Gesicht war ganz sanft und entspannt. „Doch, ich bin eine andere."

„Und ich?" fragte er nachdenklich.

„Du bist männlicher", sagte sie. „Der Krieg hat dich zum Mann gemacht.

Er nickte. Er sah sie an und dachte an die Kämpfe, die er mitgemacht und bei denen er sein Leben eingesetzt hatte.

„Willst du nicht ein wenig erzählen?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Wozu? Es war meine Pflicht. Sprechen wir von etwas anderem."

Sie sah ihn an, mit großen, geweiteten Augen. „Von was?"

„Von dir. Von deiner Kunst. — Du bist also doch Pianistin geworden!"

„Es war schwer", sagte sie leise.

Er griff nach ihrer Hand. „Ich glaubte an dich!"

„Ja, du warst der einzige. Aber ich war nicht immer so zu dir, wie ich hätte sein sollen."

„Du warst noch sehr jung damals", sagte er.

Eine Pause trat ein. Sie sagten lange nichts.

„Ja", flüsterte sie dann, „ja ich war noch sehr jung."

Der Soldat blickte sie an, ruhig, voll Verständnis. Er wußte schon früher, daß einmal der Tag kommen würde, an dem sie so zu ihm sprechen wird. „Ich habe immer an dich gedacht", sagte er nach einer Weile.

„Ich habe vieles bereut", sagte Ursula. „Ich war sehr einsam Doch ich war zu stolz."

Er drückte seine Hand auf ihren Mund. „Sei still! Nun ist ja alles gut!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Praktische Winke für die Hausfrau

Die Frühjahrskleidung wird aufgefrischt

Wenn auch der Schnee noch immer unsere Straßen und Dächer weiß verzuckert, so ist es doch hauptsächlich abends schon merklich zu spüren, daß die Tage länger werden. Und was bedeutet das für uns? Das Herannahen des Frühjahrs. Wem schlüge da das Herz nicht höher, wer bekäme da nicht neuen Lebensmut, in welcher Frauenseele würden da nicht so allerhand spielerische und schöpferische Lebensgeister wach, die nach Aufgaben suchen? Und was läge da wohl als dankbares Objekt näher als der Kleiderschrank, in welchem etwas müde und verstaubt, etwas zerknüllt und verlassen die verschiedenen Kleider, Mäntel, Jacken und Blusen der letzten Jahre hängen. Im letzten Jahr neu angeschafft und gern getragen würde man sie schon in diesem gern durch neue ersetzen. Neben der Kleiderkarte mit den immer weniger werdenden Punkten mahnt da aber auch das Gewissen der sparsamen Hausfrau, der pflichtgetreuen Büro- oder Hausangestellten. Warum sich denn unnötig in neue Unkosten stürzen, wenn die vorhandenen Sachen doch alle noch gut sind. Die Mode läßt ja heute alle Farben und Formen zu und hat sich somit nicht so sehr geändert, daß man sich in all den Dingen der letzten Jahre aber auch gar

nicht mehr sehen könnte. So gilt es denn hauptsächlich aufzufrischen; Flecken zu entfernen, aufzubügeln, vielleicht den Rock frisch abzurunden, einen neuen Gürtel oder Kragen dazu zu arbeiten, den strengen Kragen mit der Krawatte durch ein buntes, duftiges Schälchen zu ersetzen, die Schleife am Kleid mit dem Hutband in Harmonie zu bringen und derartige Kleinigkeiten mehr. Solch kleine Verschönerungen dürften fast jeder Frau leicht fallen. Was aber meist sehr schwer fällt und auch nicht bei jedem Stoff ganz ungefährlich ist, das ist das Entfernen von Flecken. Dafür hier einige Anleitungen. Dabei sei aber gesagt, daß man in jedem Falle mit äußerster Vorsicht und Geduld ans Werk gehen muß, denn sonst darf man sich über einen Mißerfolg nicht wundern.

Als Hilfe folgen hier einige Anregungen:

Schmutzig gewordene Mantelkragen reinigt man mit einem Tuch, das mit Salmiak oder Essig befeuchtet ist.

Dunkle Kleider reinigt man vom Straßenschmutz, indem man sie mit rohen Kartoffelschalen abreibt.

Wollkleider wäscht man ohne Seife mit wenig Wasser, in welches einige rohe Kartoffeln gerieben sind.

Bunte Sachen behalten die Farbe, wenn man dem Spülwasser etwas Essig zusetzt.

Bierflecke in Wollstoffen entfernt man in einer lauwarmen Abkochung von Efeublättern oder Kernen der Roßkastanie.

Blutflecke in Wollkleidern wäscht man in warmer Kochsalzlösung aus.

Eierflecke läßt man eintrocknen, bürstet mit einer weichen Bürste und tupft den Rest mit lauwarmem Wasser ab.

Bei Fettflecken streicht man Benzinmagnesia auf, läßt trocknen, klopft ab und bürstet ab.

Alte Kaffeeflecken betupft man mit Glyzerin und wäscht mit lauwarmem Wasser nach.

Rotweinflecke entfernt man durch Auswaschen mit warmem Seifenwasser.

Sengflecke reibt man sofort mit kaltem Wasser ab oder man rührt eine Lösung mit Zucker, Stärke und Tonerde an, trägt auf, läßt antrocknen und bürstet ab.

Tintenflecke wäscht man mit warmem Seifenwasser aus.

Richtiges Bügeln ist besonders wichtig. Wie oft kommt es vor, daß eine Hausfrau in ein Textilgeschäft kommt und sich darüber beklagt, daß der Stoff der Bluse oder des Kleides seine Struktur verloren hätte. Meistens liegt das am falschen Bügeln, da gekreppte Stoffe, wie z. B. Hammerschlag, Borkenkrepp usw. oftmals in nassem Zustand mit heißem Eisen behandelt werden.

Das ist falsch. Während man fast alle seidenen und auch kunstseidenen Stoffe feucht bügeln kann, man versucht das am besten zuerst an einer Stoffprobe, ist bei gekreppten Stoffen eine Ausnahme zu machen. Man bügelt sie vielmehr unter Auflage eines trockenen Tuches in trockenem Zustand von links auf einer weichen Unterlage, damit die Stoffoberfläche wieder plastisch herauskommt. Dazu gehört ein wenig Geschick; doch auch hier macht die Uebung den Meister.

Gretel Klebensberger-Sexauer.

Der Königsplanet und sein Gefolge

Von Professor Dr. Adrian

Seit einer längeren Reihe von Monaten war Jupiter am Nachthimmel zu sehen und erfreute das Auge durch seine Lichtfülle. Sein Glanz wurde noch betont durch den Umstand, daß ein Planet von minderer Helligkeit, der Saturn, ständig in seiner Nähe verweilte. Man sprach von einer großen Konjunktion der beiden Planeten, bei welcher sie nicht nur einmal, sondern sogar dreimal besonders nahe aneinander vorübergingen. Am 20. Februar findet diese Konjunktion mit der dritten Begegnung ihren Abschluß; dann steht der Jupiter in dem geringen Abstand von nur 1⅓ Grad über seinem Partner, um sich nachher von ihm zu entfernen.

Jedenfalls hat diese Beziehung der beiden Planeten wohl für manchen Naturfreund den Anlaß gegeben, häufiger als sonst zum Nachthimmel aufzuschauen und die Glieder dieses Paares beim Spiel der Annäherung und Entfernung als Wandelsterne zu erkennen. Dabei konnte man bemerken, daß der Jupiter in bezug auf Leuchtkraft dem anhänglichen Planetenbruder weit überlegen war.

Schon die alten Babyloner erhielten einen starken Eindruck von Jupiters Glanz und seiner ziemlich gleichmäßigen Helligkeit in einer andauernden Periode. So kamen sie dazu, ihm die Würde eines Königs unter den Planeten beizulegen und ihn als Schicksalskünder für die Könige ihres Landes zu betrachten. Unter dem gleichen Eindruck standen die Römer, wenn sie ihren höchsten Gott den Jupiter, in diesem Gestirn verehrten und bewunderten.

Jupiter, der Riesenplanet

Unter allen Planeten ist Jupiter derjenige, der die größten Dimensionen aufweist. Bei einem Durchmesser, welcher den unserer Erde um etwas mehr als das Elffache übertrifft, läßt sich ausrechnen, daß die Erde dem Rauminhalt nach 1300mal im Jupiter enthalten ist. Noch stärker dürfte seine Ueberlegenheit hervortreten, wenn wir erwähnen, daß die Masse seines gewaltigen Balles annähernd das Dreifache der Massen aller übrigen Planeten ausmacht. Seine scheinbare Größe, d. h. der Winkel, unter dem wir seinen Durchmesser sehen, würde noch bedeutender sein, wenn die Entfernung geringer wäre. Wir müssen bedenken, daß sein mittlerer Abstand von der Sonne etwas mehr als fünfmal so groß ist wie der der Erde; gegen drei Viertelstunden muß der rasend schnelle Sonnenstrahl wandern, ehe er den Riesenplaneten erreicht.

Jupiter eine alternde Sonne?

Was wir im Fernrohr vom Jupiter sehen, ist eigentlich nur der obere Teil seiner Atmosphäre. Die dort ausgebreitete Wolkenhülle wird nur von einem kleineren Teil der Sonnenstrahlen durchbrochen, während der größere Teil zurückgestrahlt wird. So ist es der Forschung auch versagt, bestimmte Aussagen darüber zu machen, was unter dieser Atmosphäre liegt. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß der Jupiter im wesentlichen noch ein Gasball ist, ähnlich wie unsere Sonne, und daß seine inneren und dichteren Schichten bei erheblicher Hitze noch selbstleuchtend sind. Dann hätten wir in diesem Planeten eine alternde, schon fast erloschene Nebensonne vor uns. Vor langer, langer Zeit hätte man unter solchen Umständen von einem entfernten Stern aus die beiden Himmelskörper Sonne und Jupiter als Doppelstern sehen können, vielleicht auch in Verbindung mit Saturn, dessen Größenverhältnisse dem Jupiter nahekommen, als dreifaches Sternsystem, wie solches schon in einigen Fällen aufgefunden wurde. Es möge noch erwähnt werden, daß die Dichtigkeit der Masse des Jupiter ungefähr der Sonnendichtigkeit gleichkommt, während der Saturn nur halb so dicht ist wie die Sonne.

Innere Monde Jupiters Kinder

Als Galilei im Januar 1610 mit seinem selbstgebauten Fernrohr die ersten 4 Monde als Lichtpünktchen neben der Planetenscheibe erblickte und ihre Bewegungen von Abend zu Abend verfolgte, war er als erster darauf gekommen, daß das Jupitersystem ein Seitenstück zum Sonnensystem sei. Daraus erwuchs für ihn die feste Ueberzeugung, daß Kopernikus recht habe, wenn er auch unsere Erde in den Planetentanz eingliederte.

Seitdem haben viele Sternfreunde mit bewaffnetem Auge zum Jupiter emporgeschaut und an dem Spiel seiner Monde ihre Freude gehabt. Schon ein mäßig guter Feldstecher läßt uns von dieser Sonderwelt teilnehmen. Besonders interessant ist es, wenn man wahrnimmt, daß der eine oder andere Mond in den Schatten des Riesenplaneten einläuft und plötzlich verschwindet.

Im Jahre 1892 wurde diesem Mondsystem noch ein fünftes Glied eingefügt, als man mit einem besonderes starken Fernrohre ein kleines Objekt entdeckte, das dem Jupiter noch näher war als der innerste der bekannten vier Monde. Auch der fünfte Mond fügt sich trotz seiner Kleinheit vollständig in dieses System, für welches man durchaus einen gemeinsamen Ursprung annehmen muß, zumal da alle 5 Monde in demselben Drehungssinn laufen wie der Planetenkugel. Man vertritt also mit Recht die Ansicht, daß Jupiter seinen Stoff und seine Schwungkraft hergeben mußte, als diese Monde entstanden, weshalb man sie als seine Kinder betrachten darf.

Aeußere Monde Sklaven des Herrschers

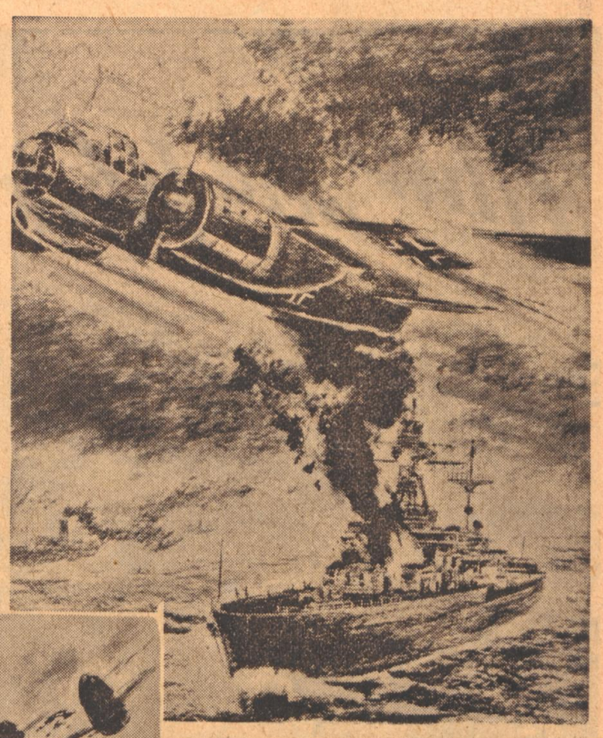
Einen großen Antrieb erhielt die Forschung auf diesem Gebiet, als in den Jahren 1904 bis 1914 noch vier Monde hinzukamen, die mit Hilfe der Photographie entdeckt wurden. Sie zeigten größere Entfernungen vom Planeten und auch längere Umlaufszeiten. So braucht der entfernteste mehr als drei Jahre für einen Rundtanz gegenüber einem halben Monat beim äußersten der von Galilei entdeckten Monde.

Vor wenigen Jahren hat man in Amerika diesem System noch zwei Glieder hinzufügen können, so daß der Jupiter jetzt im ganzen 11 Monde hat.

Was nun den Ursprung der äußeren Monde anbetrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie früher zur großen Gruppe der kleinen Planeten gehörten. Aus ihrem Schwarm hat die gewaltige Jupitermasse gelegentlich den einen oder anderen Körper herausgezogen; er mußte seinen früheren Weg verlassen, um dem Eroberer zu folgen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß einer von diesen Mondon sich gelegentlich frei macht, um wieder die Sonne zu umkreisen.

Pma.

Zeichner sehen den Luftkrieg



Nebenstehend: „Ju 88" vernichtet englischen Kreuzer. Zeichnung: PK.-Möller-Interpreß (2)

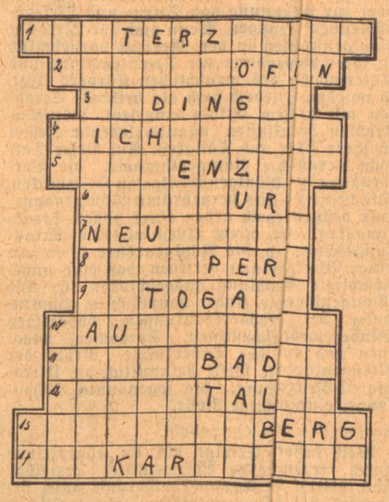
Von den vernichtenden Feuerstößen einer Me 109 zerfetzt stürzt der englische Bomber ins Meer. Zeichnung: PK.-Dudda-Interpreß

Nebenstehend: Sperrballone sind für uns kein Hindernis.

Im Tiefflug über englische Flugzeugmontagehallen
He 111-Kampfflugzeuge fliegen hier in niedriger Höhe aus allen Rohren feuernd über die Flugzeugmontagehallen eines englischen Werkes.
(PK.-Zeichnung Filipowsky — Scherl-M.)

Köpfchen! Köpfchen!

Badisches Teilworträtsel



Jedes der in den waagerechten Reihen stehenden Wörter ist der Teil eines größeren Wortes. Die fehlenden Teile sind anzubauen, indem die noch freien Felder mit je einem Buchstaben besetzt werden. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter 1—14, von oben nach unten gelesen, nennen eine berühmte Gebirgsbahn.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Höchstgelegene Station der gesuchten Gebirgsbahn,
2. Stadt im Gottschlägtal,
3. Altes Städtchen am Kaiserstuhl,
4. Idyllischer Stadtteil von Baden-Baden,
5. Bad im Nagoldtal,
6. Herkunft des bekannten badischen Rotweines „Eberblut",
7. Hauptstation der gesuchten Gebirgsbahn am Fuße des Hochfirst,
8. Ehem. Benediktinerabtei im Münstertal,
9. Heilbad (Stahlquellen),
10. Malerische Stadt am Oberrhein,
11. Weltbekannter Kurort,
12. Berühmter badischer Wein,
13. Ehemalige Sommerresidenz des Fürsten von Fürstenberg,
14. Ort nahe Heidelberg.

Silbenrätsel

ab — ar — be — berg — brem — bri — bu — co — del — den — der — die — dom — dud — e — ed — en — er — fen — ge — ge — gel — gen — ger — hein — ho — kel — lem — ler — loer — lun — mark — na — na — nal — nan — nen — net — ni — no — nos — re — rer — ro — sa — satz — schaf — se — se — se — see — sen — ser — sie — so — tätz — tan — tei — ten — tes — tu — u — u — um — ve — wah — ward — wehr — wei — wes — zer — zünd.

Aus obigen 72 Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Heinrich Lersch ergeben.

1.	12. .....
2.	13. .....
3.	14. .....
4.	15. .....
5.	16. .....
6.	17. .....
7.	18. .....
8.	19. .....
9.	20. .....
10.	21. .....
11.	22. .....

Die gesuchten Wörter bedeuten:

1. Landgemeinde im Saarland (Industrie),
2. See in Mittelafrika,
3. Kampfflieger im Weltkrieg,
4. Befestigte Hafenstadt in Marokko,
5. Truppengattung,
6. Ort auf der englischen Insel Wight,
7. Deutscher Flugzeugkonstrukteur,
8. Kampfflieger im Weltkrieg,
9. Waffenlager,
10. Stadt in Mittelitalien,
11. Festung an der Mosel,
12. Altgermanische Siedlungs- und Wirtschaftsgemeinschaften,
13. Landschaft in Italien,
14. Titel des englischen Lordkanzlers,
15. Alte, von Dreyse konstruierte Schießwaffe,
16. Schlachtort des Weltkrieges in Polen,
17. Germanisch-belgischer Volksstamm,
18. Deutsches Schulschiff,
19. Teil der Wehrmacht,
20. Deutscher Erzähler,
21. Ostseeinsel,
22. Französische Stadt an der Loire.

Wer hat richtig geraten?

Schachbretträtsel: 1. Bristol-Kanal, 2. „Illustrious", 3. Pembroke, 4. Folkestone, 5. „Spitfire", 6. Dungeness, 7. Dumbarton, 8. „Mendoza", 9. Lizard Point, 10. Aberdeen, 11. Lenzie, 12. Dartmoor Forest. — 1—64: Oberleutnant Alfred Bopp, ein Träger des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz.

Bilderrätsel: Nur durch Kampf, Arbeit und Opfer ein herrliches Deutschland.

Aus dem Adreßbuch: 1. Geometer, 2. Obsthaendler, 3. Dramaturg, 4. Eisenhaendler, 5. Schuhmacher, 6. Badearzt, 7. Erdarbeiter, 8. Rechtskonsulent, 9. Graphologe. — Die Stadt: Godesberg.

Städte im Elsaß: 1. Schlettstadt, 2. Türkheim, 3. Rufach, 4. Altkirch, 5. Steinburg, 6. Zabern, 7. Balgau, 8. Urbach, 9. Rixheim, 10. Gemar. 1—10: Straßburg.

Heitere Ecke

Zu große Koffer ...

Einmal im Leben möchte jeder etwas erleben. Waldemar fuhr nach Berlin.

Schon am ersten Abend ging er in eine Revue: Vor dem Bühneneingang blieb er überrascht stehen.

„Was ist in den großen Koffern?"

„Die Kostüme für die Girls."

„Alles Kostüme?"

„Ja."

Waldemar drehte enttäuscht ab:

„Dann gehe ich lieber in ein anderes Theater."

Das beleidigte Tantchen

Tante Tilde ging nicht mehr in das Geschäft. Schon seit Monaten nicht.

Früher kaufte sie jeden Tag eine Kleinigkeit.

„Warum gehst du nicht mehr hin, Tante?"

„Man hat mich beleidigt."

„Beleidigt?"

Tante Tilde fauchte:

„Man hat gesagt, ich wäre dort der älteste Kunde."

Tischtennis

Der Stammtisch „Zum grünen Hecht" will Herrn Jobs zum Geburtstag ein Tischtennis schenken. Damit er ein wenig dünner wird und ein bißchen Bewegung hat, und Spaß machen soll es auch.

Aber Herr Jobs wehrt mit Händen und Füßen ab. Er will kein Tischtennis. „Viel zu gefährlich ist das", sagt er, „Weihnachten vorm Jahr hat meine Frau mir eins geschenkt, und schon Silvester hatt' ich mir ein Bein gebrochen."

„Bein gebrochen?" lacht der Stammtisch, „beim Tischtennis?"

„Und ob!" nickt Herr Jobs, „gleich bei der ersten Partie bin ich vom Tisch gefallen."

Rie.

Verdächtige Frage

Der kleine Peter kam aufgeregt zur Mutter gelaufen.

„Mutter, unser Nachbar hört es sicher nicht gern, wenn mein Brüderchen auf seiner Trommel trommelt!"

„Wie kommst du darauf?"

Peter erzählte:

„Er hat das Brüderchen eben gefragt, ob er weiß, was in der Trommel drin ist."

„Feine" Leute

Neben uns wohnen feine Leute. Die feinen Leute bekamen ein Kind. Die Frau war so fein — also kurz und gut, sie nahmen eine Amme. Als meine Frau am zweiten Tag hinüberkam, um zu gratulieren, war die Amme nicht mehr da. Man hatte sie fristlos entlassen.

„Warum?" fragte meine Frau.

Die gnädige Frau wurde über und über rot und flüsterte zwischen Kichern und Empörung meiner Frau zu:

„Stellen Sie sich vor — wie wir erfahren haben: diese liederliche Person hatte ein Kind!"

Das größere Pech

„Meine Waschfrau näht immer fremde Knöpfe an meine Hemden."

„Da hast du Glück! Meine näht immer fremde Hemden an meine Knöpfe."

Ein Film wird Wirklichkeit

Ein „Spiel mit dem Feuer" vor 5 Jahren

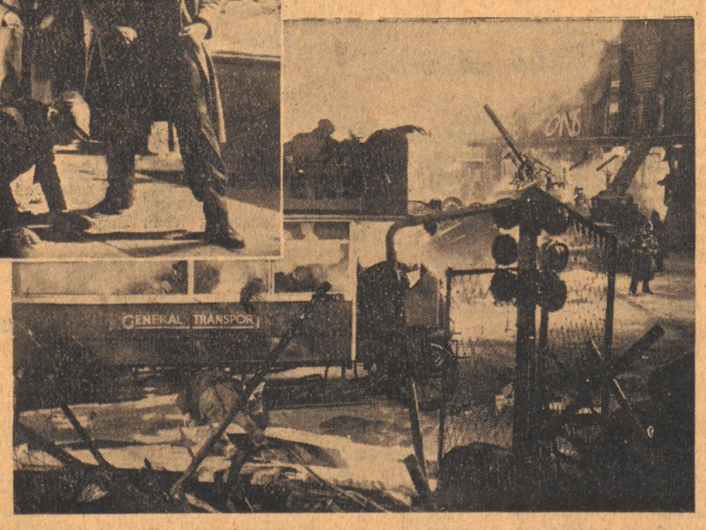
Flugzeuggeschwader überfliegen auf ihrem Flug gegen England die englische Steilküste.

Im Jahre 1935 verfilmte man in England den Zukunftsroman des bekannten englischen Schriftstellers Wells „Things To Come" (Kommende Dinge). Im allgemeinen interessiert uns nicht weiter, was dieser Herr über die Zukunft damals auszusagen hatte. Aber ganz aufschlußreich ist, daß in dem Film, der im Jahre 1940 spielt, Luftangriffe in großem Ausmaß auf London und englische Industriestädte den damals sicherlich sehr gefesselten Zuschauern vor Augen geführt wurden. Die harmlosen Gemüter, die sich damals den Film ansahen und die sich im Stillen vielleicht ein wenig gegruselt haben, ahnten wohl kaum, daß es den englischen Kriegstreibern in fünf Jahren gelingen würde, das, was damals noch Spiel war, zur todernsten Wirklichkeit zu machen. Das, was der Filmproduzent Wells damals der Oeffentlichkeit als „kommende Dinge" vorführte, ist durch die Machenschaften englischer „Politiker" eingetroffen. Vielleicht ist Herr Wells von den weitsichtigen englischen Parlamentariern überlegen belächelt worden wegen seiner Zukunftsmusik, nicht weil sie nicht an einen Krieg glaubten, denn bekanntlich hatten sie damals schon ihre Kriegspläne, sondern weil sie dem Luftkrieg keine Bedeutung beimaßen. Heute ist sie nun Wirklichkeit geworden in einer Weise, die den Kriegstreibern jenseits des Kanals mehr und mehr die Sprache verschlägt.

Nach dem Angriff irren die Menschen zwischen den Ruinen der ausgebrannten Gebäude ratlos umher.

Bomben regnen vom Himmel und richten furchtbare Verwüstungen an.
Aufn.: Atlantic-Behrens (5)

Oben: Ueberraschender Angriff auf ein Industrieviertel, in dem die Passanten wie gebannt zum Himmel starren.

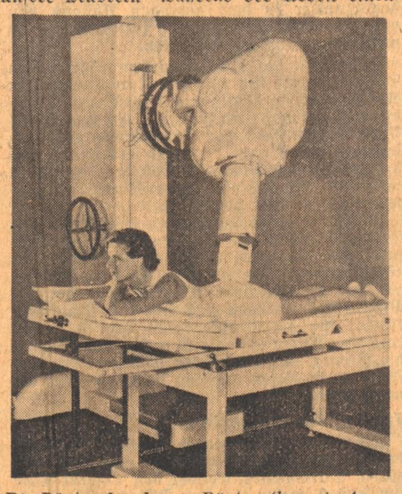


Rechts: Brennende Industrieanlagen und eine vernichtete Flakstellung, die die militärischen Ziele zu schützen versuchte.

ELEKTRIZITÄT hilft der Medizin

Der menschliche Körper ist „elektrisch" — Verschiedene Heilmittel

Die Entdeckung des elektrischen Stromes führte nicht nur in der Kraftwirtschaft, im Nachrichtenwesen und anderen technischen Gebieten zu gewaltigen Fortschritten, sondern brachte auch der Heilwissenschaft neue und wertvolle Heilmethoden. Es ist die Elektrizität dem menschlichen Körper durchaus kein so „unnatürliches" Element, wie es zunächst scheinen mag. Wir wissen vielmehr, daß gewisse elektrische Strömungen und Spannungen in unserem Körper vorhanden sind, daß unsere Muskeln während der Arbeit einen elektrischen Strom erzeugen, der sich mit geeigneten Apparaten beobachten und messen läßt. Das Herz z. B. ist ein intensiver Stromspender, seine unermüdliche Arbeit läßt sich auf elektrischem Wege überprüfen und kontrollieren. Aehnliches gilt auch für die Gehirntätigkeit. Der menschliche Körper ist also durchaus „elektrisch", d. h. er läßt sich durch Elektrizität nach der einen wie auch nach der anderen Seite hin beeinflussen. So wurde der elektrische Strom ein unentbehrlicher Faktor in der Heilwissenschaft. Die medizinische Anwendung der Elektrizität ist nicht mehr Sache einzelner Spezialisten, sondern Allgemeingut.



Die Röntgenbombe, ein Röntgentherapie-Apparat, der bei der Verwendung der Röntgenstrahlen als heilende Strahlen immer größere Verwendung findet.

Bedeutung der Röntgenstrahlen

Erwähnt seien zunächst die Röntgenstrahlen und Röntgentherapie. Der Röntgenapparat ist in der Hand des Arztes zu einem unentbehrlichen Diagnose-Hilfsmittel geworden. Er ist vor allem für Lungendurchleuchtungen und Lungenaufnahmen von größter Bedeutung. Jedoch auch Erkrankungen der Galle, Blase und Nieren können frühzeitig erkannt werden. Photographische Knochenaufnahmen einschließlich schwieriger Fälle (wie z. B. Schädel- und Beckenaufnahmen, sowie Aufnahmen im Gipsverband liegender Körperteile) werden heute hergestellt. Bei Brüchen, Splitterungen und Verrenkungen erweist sich die Röntgenaufnahme als ebenso vorteilhaft, wie bei der Bestimmung von Fremdkörpern oder zur Erkennung von Stirn- und Kieferhöhlenvereiterungen. Wenn auch der Wert der Röntgenstrahlen in der Medizin vornehmlich in ihrer Anwendung zur Durchleuchtung und Untersuchung des menschlichen Körpers liegt, so wurden sie jedoch auch als heilende Strahlen mit großem Erfolg eingesetzt. Röntgenstrahlen beeinflussen nämlich lebende Zellen in ihrer Kraft und Tätigkeit. Auf dieser Tatsache beruht die Röntgentherapie, die Verwendung von Röntgenstrahlen zu Heilzwecken. Die heute bei uns hergestellten Röntgenapparate besitzen jedoch neben einer hohen Strahlungskraft vor allem einen völligen Strahlungsschutz, d. h. die Röntgenröhre ist so mit einer Bleikapselung versehen, daß eine unbeabsichtigte Strahlung ausgeschlossen ist. Die Röntgentherapie findet hauptsächlich Anwendung bei Krebserkrankungen, bösartigen Bindegewebegeschwülsten, Sarkomen, Myomen und auch der Tuberkulose. Neben der Röntgentherapie spielt bekanntlich die Ultraviolett-Bestrahlung, die sogenannte Höhensonne, eine wichtige Rolle.

Kurzwellen statt Operation

Weit bessere Erfolge als im allgemeinen durch irgendwelche Wärmemittel erzielbar sind, zeitigt die Kurzwellentherapie ganz besonders bei den mannigfachen rheumatischen Leiden, bei chronischen und infektiösen Gelenkerkrankungen, Neuralgien, Erkältungen, Erfrierungen, Quetschungen, Verrenkungen und Blutergüssen, sowie bei Bronchialleiden, Verdauungsstörungen und Erkrankungen der Blut- und Lymphgefäße. Neue Heilungsmöglichkeiten eröffnen sich der Kurzwellentherapie auf dem großen Gebiet der akut entzündlichen eitrigen Erkrankungen, insbesondere bei Furunkeln und Karbunkeln, Schweißdrüsenabszessen, Rippenfell-Entzündungen, Frauenleiden, Hals-, Nasen- und Ohrenleiden, Zahn- und Kiefererkrankungen u. a. m. Man versteht heute unter der Kurzwellentherapie die Behandlung des menschlichen Körpers mit elektrischen Hochfrequenzströmen sehr hoher Schwingungszahlen, die bei den gebräuchlichen Apparaten etwa zwischen 100 Millionen und 10 Millionen Schwingungen in der Sekunde liegen. Diesen Schwingungszahlen entsprechen Wellenlängen von 3 bis 30 Meter. Die Ueberlegenheit der Kurzwellentherapie über alle anderen Wärmebehandlungen beruht vor allem auf der beispiellosen thermischen Tiefenwirkung der Kurzwellenenergie, d. h. der genauen lokalisierbaren Wärmewirkung. Diese läßt sich in praktischer beliebiger Stärke unabhängig von der Wärmebelastbarkeit der Haut beliebig tief im Körperinnern und namentlich auch in Körpergebieten erzielen, die unter Knochenmassen oder Fettschichten liegen.

Schmerzlose Behandlung

Auf einer anderen Grundlage gegenüber der Kurzwellentherapie beruht die sogenannte Elektrogymnastik. Bei der Elektrogymnastik werden elektrische Reizströme zur Hebung der Leistungsfähigkeit gelähmter oder geschwächter Muskeln angewandt. Diese Methode hat große Verbreitung gefunden, nachdem es gelang, die Behandlungsströme so zu modulieren, daß sie sich schmerzlos anwenden lassen. Als besonders wirkungsvoll haben sich jene Elektrogymnastik-Apparate erwiesen, die die Reizströme als Schwellströme liefern, d. h. bei denen auf jede Stromschwellung eine gleich lange Ruhepause folgt. Das Anwendungsgebiet der Elektrogymnastik erstreckt sich in der Hauptsache auf Lähmungen verschiedener Art und Muskelschwäche. Weiterhin werden erfolgreich Erweiterungen der Venen an den Beinen bekämpft und zum Verschwinden gebracht. Besonders hervorzuheben ist noch die ausgezeichnete Wirksamkeit der Schwellstrombehandlung in den zahlreichen Fällen, in denen durch Knochenbrüche, Gelenktrauma und anderen Verletzungen ein Gewebeschwund durch Schädigung oder Fortfall der Blutzufuhr und des Nervenreizes hervorgerufen wird.

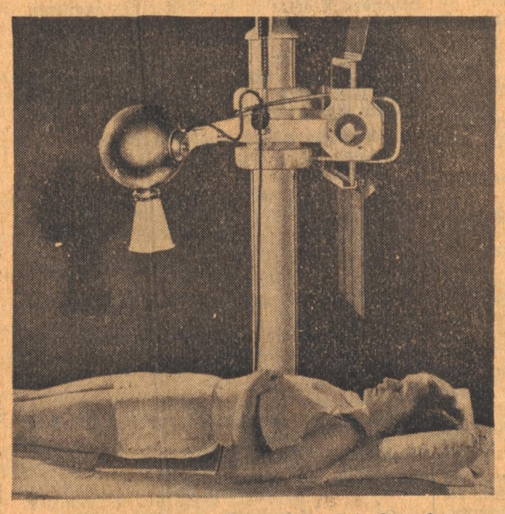
Kurzwellenapparat bei einer einseitigen Kieferhöhlenbehandlung. Aufn.: Steinkraus (3)

Das aufschlußreichste Verfahren

Auf einer gänzlich anderen Grundlage beruht die elektrische Herzuntersuchung, die Elektrokardiographie. Sie ist das aufschlußreichste Verfahren der Herzuntersuchung, das durch keine andere Methode ersetzt werden kann. Das Anwendungsgebiet der Elektrokardiographie ist sehr groß. Sie zeichnet Rhythmusstörungen, Erkrankungen des Herzmuskels und Blockierungen auf. Ebenso läßt sie Erkrankungen der Herzkammern, Störungen der Erregungsleitungen, Durchblutungsstörungen, Herzklappenfehler und Herzneurosen erkennen. Auch die Herzlage läßt sich durch das Elektrokardiogramm feststellen. Der Elektrokardiograph zeichnet auf Registrierpapier die Kardiogramme auf und läßt außerdem auf einer Mattscheibe die Schwingungsvorgänge direkt beobachten.

Ein sehr großes Gebiet ist die Elektrochirurgie geworden. Der hochfrequente elektrische Wechselstrom eignet sich nicht nur hervorragend für tiefwirkende Körperdurchwärmung, sondern unter Benutzung entsprechend kleiner Operationselektroden auch ganz vorzüglich zum Ausführen von Schnitten und Koagulation (Blutgerinnung) im Körpergewebe. Die durch die Hitzewirkung des konzentriert zur Einwirkung gebrachten Stromes zerschmolzenen Gewebezellen werden hierbei zugleich versiegelt, so daß sich die Operation ohne Keimverschleppung, blutsparend oder ganz unblutig und dementsprechend einfach und sicher durchführen lassen. Die Elektrochirurgie hat neben der Operation mit dem scharfen Messer große Bedeutung erlangt. Besonders auch für kleine Operationen des praktischen Arztes zur Entfernung von Warzen, Behandlung von Abszessen, Entfernen von Furunkeln und Karbunkeln, Zerstörung von Akne-Pusteln, Beseitigung von Tätowierungen und kosmetischen Operationen aller Art ist die Elektrochirurgie von unschätzbarem Wert. So hat die Beherrschung des elektrischen Stromes der Heilkunst eine Fülle neuer segensreicher Wirkungsmöglichkeiten erschlossen.

Helmut Steinkraus.



Die Röntgenlaterne während der Aufnahme, bei der der Film unter der Patientin liegt.

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz, Karlsruhe.